



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nibelungensage und Nibelungenlied

Heusler, Andreas

Dortmund, 1944

Zur vierten Auflage

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69768](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69768)

Zur vierten Auflage

Andreas Heusler sah voraus, daß eine Neuauflage seines verbreitetsten Buches einmal nötig würde, und er wäre bereit gewesen, sie zu besorgen. Das Wesen des Buches dabei anzutasten, es ändern Meinungen oder den Zeitverhältnissen anzupassen, dazu sah er aber auch ferner keinen Grund. Selbst Zusätze, wie sie die dritte Auflage noch erfuhr, hatte er nach gelegentlichen Äußerungen nicht vor. Wohl aber hätte er an der Sprache weiter gefeilt, geschärft, verdichtet. Die Sprachform vom Ende der zwanziger Jahre tat ihm am Ende der dreißiger nicht mehr genug. Er konnte, halb im Scherz recht streng mit ihr fahren. Wie das Nibelungenbuch etwa klingen sollte, läßt die Graugangsübersetzung von 1937 ahnen und die Neuauflage der Altgermanischen Dichtung von 1938/39 (1943).

Jetzt, nach dem Tode des Verfassers, rechtfertigt sich nur ein unveränderter Neudruck der dritten Auflage. Nahe liegt aber auch, einen Blick zu tun auf die gesamte, nun abgeschlossene Nibelungenforschung des Verfassers und rasch zu mustern, was sich seit der vorigen Auflage in der Forschung der ändern zugetragen hat.

Schon der Knabe Andreas Heusler hatte Zugang gefunden zum großen Heldenepos des deutschen Mittelalters. Seine alemannische Hausmundart verringerte ihm den Abstand zum mittelhochdeutschen Wortlaut des Werkes. Dem vertrauten Freund konnte er im Brief vorschwärmen vom Nibelungenlied und ihn zum Nachlesen ermuntern. Fachkenntnisse brauchte es dazu noch nicht.

Von denen hatte sich der junge Freiburger Student erworben. In Hermann Pauls Seminar machte er scharfhörige Bemerkungen zu den stumpfen (dreieckigen) Schlußzeilen der Nibelungenstrophen. Das gab schon einen Vor-schmack von den sorgsamsten Untersuchungen des Berliner Privatdozenten ‚Zur Geschichte der altdeutschen Verskunst‘ (1891). Dem Wesen der Kurenberg- und Nibelungenstrophe und ihrer Entwicklung aus dem germanischen Langzeilenpaar war hier beachtlicher Platz gegeben. Dichter und Bearbeiter des Nibelungenliedes traten in versgeschichtliches Licht. Für die metrische Stellung des Nibelungenliedes zu einer Vorlage waren hier Fäden gezogen, die der Verfasser nach Jahrzehnten wieder aufnahm.

Bis der Gelehrte das Wort auch zur Nibelungensage ergriff, sollte noch Zeit vergehn. Die Aufmerksamkeit für die Mundartenforschung hatte in den ersten Berliner Jahren einen Löwenanteil gefordert. Aber sie wich endlich der Beschäftigung mit dem Nordischen, Isländischen, die dem Nachfolger auf Hof-forys Lehrstuhl zur immer lieberrn Pflicht wurde. Nordische Heldensage, Edda, Vorzeitsage, das führt aber notwendig auch zu Nibelungenfragen. Ihnen gilt die

erste größere Arbeit zur nordischen Dichtungsgeschichte über ‚Die Lieder der Lücke im Codex Regius‘ (1902). Sie zeigte des Verfassers festen und doch zart-händigen Zugriff zum ersten Mal an einem Gegenstand der Heldensage und mehrte den Hort der Nibelungenforschung, an dem heut so viel Heuslerisches Erbe ist. Was in der Lücke der Eddahandschrift gestanden haben mag, verrät uns die Völsungasaga; denn der ausgestaltende, ordnende Prosaerzähler nach Völsungen-Nibelungenliedern las noch ein unverletztes Pergament. Doch nicht um diese Feststellung geht es eigentlich: Die Fabeln des alten Sigurdliedes, des Falkenliedes, des großen Sigurdliedes führt die Untersuchung vor als lebensfähige, dichterische Gebilde, immer im Blick auf wirklich vorhandene Lieder. Wie sehen die aus? Wie setzte man sie in Prosa um? Immer steht im Hintergrund als Ausgleich und Antrieb die Frage: Was ist in der dichterischen Form ‚Lied‘ möglich?

Drei Jahre später war sie Gegenstand der kleinen, vielgenannten Schrift über ‚Lied und Epos in germanischer Sagendichtung‘ (1905). Es ging gegen Wolff-Lachmanns Sammellehre, ein Epos entstehe durch Aneinanderreihen von Liedern, ihr epischer Stil sei auch der des Epos, aus der ‚Sage‘ schneide ein Lieddichter beliebige episodische Stücke aus zur Behandlung. Doch der vertraute Umgang mit wirklich vorhandenen, nicht nur geforderten Liedern, denen der Edda und den Balladen des Spätmittelalters, hatte Heusler den Blick geschärft wie vorher dem Schotten P. W. Ker. Dessen Buch über ‚Epic and Romance‘ bekannte er sich gerne dankschuldig.

Wer die Lieder der Lücke nach ihrer innern Form, ihrem Stil, ihrer Stoffbegrenzung aus dem Sagatext herausgelesen hatte, der konnte die Gleichgültigkeit der Sammellehre gegen dichterische Formen nicht hinnehmen. Die Schrift zeigt Lied und Epos als verschiedene Gattungen mit eigenem Stil. Liedhafte Kürze ist auch dem längsten Eddalied, der stropfenreichsten Ballade eigen; epische Breite auch dem bloßen Bruchstück aus Nibelungenlied oder Beowulf. Dagegen können Großform und Kleinform sich decken in der Stoffbegrenzung. Eine lebensfähige, selbständige Fabel muß auch das Lied haben, so kurz es sei. Es gibt keine episodischen Lieder und kein Sagenungetüm, dem man beliebige Stücke zur Verwendung abhauen könnte. Gestaltet ein Dichter ein Lied zum Epos, so kann er bei der gleichen Fabel bleiben oder auch zwei (Nibelungenlied) und drei (Hilde-Gudrun) Fabeln verknüpfen. Immer aber muß er durch Anschwellung — Ausgestaltung und Vermehrung der Auftritte, der Nebenpersonen — die epische Breite und das Maß des Epos erreichen. Daß Zusammenketten von Liedern kein Epos ergibt, zeigen Blicke auf dänische und englische Balladen. Die eigentlichen ‚Epenfragen‘ sind am Nibelungenlied und an nordischen Liedern mit Nibelungenstoffen abgehandelt. Schon taucht ein Burgundenepos als Quelle des zweiten Nibelungen-teiles auf, schon zeigen sich Liedumrisse für die Quelle des ersten.

Der Verfasser selber hat die kleine Schrift später nicht so hoch geschätzt, wie die Mitforscher taten. Als er ihre Aufgabe erfüllt sah, wünschte er keine

Neuaufgabe; denn für die hätte er das Ganze völlig neu schreiben wollen. Seine eigene Forschung hatte so viele Fragen geklärt und manches überholt. Die Grundsätze über Lied und Epos aber waren trotz Widerständen etwas wie Gemeinbesitz geworden über die Germanistik hinaus.

Mittelbar förderten in diesen und den nächsten Jahren die Arbeiten zu nordischen Gegenständen auch die Nibelungenfragen. Doch mit den Beiträgen zu Hoops' Reallexikon der Germanischen Altertumskunde trat der Gelehrte wieder gradwegs in sie ein. Längst schon fertig, — man sehe die launige Bemerkung in den ‚Heldenrollen‘ — erschienen dazu von 1911 bis 1918: ‚Burgundensage‘, ‚Dietrich von Bern‘, ‚Heldensage‘, ‚Iring‘, ‚Nibelunge‘, ‚Sigfrid‘, ‚Volsungar‘. In engster Fühlung mit den Quellen geben die Artikel alle Fragen zur Nibelungensage. Die einzelnen Stufen, die Dichtungsformen von den Liedern der fränkischen Zeit bis zum donauländischen Epos und darüber hinaus, haben noch nicht die scharfen Umrisse der spätern Arbeiten, doch sind sie angedeutet. Einmal, bei der Doppelform von Waldtod und Bettod, ist allerdings der Ausdruck im Sigfridartikel handgreiflicher. Er spricht neben dem Brünhildlied von einer ‚Hagensage‘ (Hagenlied?). Später heißt es dafür läßlicher, man müsse wohl an zwei etwa gleichlaufende Lieder denken. Auf das Burgundenepos des 12. Jahrhunderts weist dagegen die Schrift über Lied und Epos deutlicher hin als der Burgundenartikel.

Die großen Vorarbeiten sollten erst noch kommen. Sie unterbauen des Verfassers Hauptanliegen für Nibelungensage und Nibelungenlied. Drei erschienen in den Berliner Sitzungsberichten, davon zwei wieder in den Kleinen Schriften: ‚Die Heldenrollen im Burgundenuntergang‘ (1914), ‚Altnordische Dichtung und Prosa von Jung-Sigurd‘ (1919), ‚Die deutsche Quelle der Ballade von Kremolds Rache‘ (1921). ‚Die Quelle der Brünhildsage in Thidrekssaga und Nibelungenlied‘ (1920) kam in der Festschrift für Wilh. Braune heraus und in den Kleinen Schriften.

Die ‚Heldenrollen‘ und ‚Kremolds Rache‘ gelten dem zweiten Teil des Nibelungenliedes und seinen Vorstufen. Die Handlung des Burgundenuntergangs in Stoff und Form geht diesen Weg: Vom fränkischen Lied, das sich im alten eddischen Atlilied spiegelt, mit der verräterischen Einladung der Schwäger und der Rache der Schwester am Gatten über die große, schwer greifbare Umkehr der Gattenrache (baiwarisches Lied des 8./9. Jahrhunderts) zum älteren Notepos des 12. Jahrhunderts und zum Nibelungenlied aus den ersten Jahren des dreizehnten. Für die dänische Ballade kommt als Quelle die ältere Not in Betracht. Die Arbeit über Jung-Sigurd gibt weniger aus für das Nibelungenlied, das ja Sigfrids Jugendtaten nur streift. Umso wichtiger ist, wie das jüngere Brünhildlied aussah, die Quelle zum ersten Teil des Nibelungenliedes. Vielleicht fragt diese Arbeit noch genauer nach der dichterischen Gattung als die beiden über die ältere Not tun mußten. Schon die reine Strophenleistung des letzten Epikers ist hier so groß, seine Hand darum so merklich! Und die Quelle — der alten Knappheit früher eddischer Lieder steht sie ferne. Lied — ja, aber eines des

12. Jahrhunderts, der weitunggetriebnen Spielleute, die auch von den westlichen Nachbarn wußten und aus einem Epos wie ‚Daurel et Beton‘ entlehnen konnten! So sah der ‚entartete Spätling‘ aus. Der Name Kleinepos könnte in diesem Gebrauch die Gattungsgrenzen verwischen. Drum war ihm Heusler nie gewogen.

Nach all den Vorarbeiten kam das Nibelungenbuch selbstverständlich wie eine reife Frucht. Man hatte für eine Reihe um ein Buch über das Nibelungenlied gebeten, doch das fertige Manuskript ging denen zu sehr um die Nibelungensage, die Vorgeschichte. Der Verfasser fand beides untrennbar. So gab er sein Buch dem befreundeten Dortmunder Verleger und wußte es dort wohl geborgen.

Fünf kleinere grundsätzliche Veröffentlichungen zu Nibelungenfragen umspielen die drei Auflagen des Buches. Voraus ging der Aufsatz über ‚Das Nibelungenlied und die Epenfrage‘ (1919). Als kleiner Strauß mit dem Historiker Dieterich folgte: ‚Neues über die Nibelungen‘ (1924). Beides wünschte der Verfasser in die Kleinen Schriften. Besonders den ersten Aufsatz fand er wohl geglückt. Nicht soviel lag ihm an den spätern Sachen: ‚Unsre Stellung zu Lachmanns Nibelungentheorie‘ (1929) und ‚Die Epenfrage und unser Nibelungenlied‘ (1931). Für einen breiten Leserkreis beantwortet er die Frage: ‚Wie ist unser Nibelungenlied entstanden?‘ (1927). Auch dieser Aufsatz kam in die Kleinen Schriften. Zwei Ausgaben von Simrocks Nibelungenübersetzung schließen sich an: die eine für die Deutsche Buchgemeinschaft (1927) die andre mit nebenstehendem Urtext für den Tempelverlag (wohl 1929). Von Buchbesprechungen abgesehen schweigt Heusler im letzten Jahrzehnt zu den Nibelungen. Er hatte seine Meinung gesagt und sie war wohlgegründet auf die Quellen, mit denen der stete Umgang nicht abbrach. Seine Meinung zu ändern fand er nicht nötig und hatte ihr nichts hinzuzufügen. Mochten die andern, besonders die jungen, sehn, was sie draus nahmen.

Hatte man Heuslers Nibelungenarbeiten bis dahin verfolgt, so sah man in dem Buch nach Einstellung und Ergebnissen füglich nichts Neues. (Ihr wollt immer Neues; ist's nicht schon viel, wenn einer Richtiges sagt?) Keiner der wichtigeren Punkte, der nicht schon vorher an seiner Stelle eingehend behandelt wäre. Doch wie eine Bekrönung hebt sich das Buch über die Aufsätze, vorangehende und folgende. Selbst die Basler Nibelungenvorlesung der zwanziger Jahre wies auf das Buch als das Gültige, Gerundete. Die Fachgenossen erkannten, zustimmend oder nicht, seinen Geltungsanspruch an. Die von den Nachbarwissenschaften, Gräcisten, Slawisten, haben sich öfter auf das Nibelungenbuch berufen als auf Heuslers grundsätzliche Epenschriften. Dem Deutschlehrer ist das Buch etwas wie ein Handwerkszeug geworden.

Sprechen Gegenstand und Forschungsergebnis hier auch mit, der Grund auf dem so vielfältige Schätzung wächst, ist doch die Form des Buches, die innere und die äußere.

Nur für die Eingeweihten, Verschworenen, zu schreiben, liebte der Verfasser wenig. Ja, er konnte sich lustig machen über das ‚Wichtig nehmen‘ solcher Ausschließlichkeit. Für manche seiner Schriften braucht man nichts als gesunden Menschenverstand. Von dem freilich ein ganzes Teil.

Das Bewußtsein, er sei ein großer Gelehrter, steigerte nicht Heuslers Lebensgefühl. ‚Gelehrte, Verkehrte‘, das alte Wörtlein kam ihm wohl auf die Lippen. Seine Hochachtung vor den großen Buchschreibern seine Zunft war groß und aufrichtig. Doch sie hatte etwas von dem neidlosen ‚Aber wir lassen es andre machen‘.

Lesbar zu schreiben, das war ihm auch in seiner Wissenschaft ein ernstes Anliegen. Verlangte er von einer Sagiübersetzung, daß sie auch dem unbelesenen Freund, dem Zermatter Bergführer, glatt eingehe, so wollte er in andern Schriften dem gebildeten Laien, einem Geschäftsmann, einem Juristen, der Frau eines Freundes, gut verständlich sein. Er konnte jüngeren oder ein wenig abseits stehenden Fachgenossen Ungedrucktes vorlesen, um so die eignen Gedankengänge auf ihre Durchsichtigkeit zu prüfen. Dankbar rühmte er nach Jahrzehnten den jungen Studenten, der so freundlich und verständnisvoll zuhörte, als er ihm bei einem Mittagessen Anlage und Absicht des Buches über Lied und Epos darlegte.

Solche Freude an guter klarer Form tut der peinlichsten Kleinarbeit, versteht sich, keinen Eintrag, hat sie vielmehr zur selbstverständlichen Grundlage. Das ahnt man am ehesten bei der Deutschen Vergeschichte: Wieviele Verse mußten gelesen und aufgenommen sein, damit die Aussage eines schlanken Satzchens möglich wurde! Dagegen wirkt das Buch über Nibelungenlied und Nibelungensage wohl von allen Büchern des Verfassers am mühelosesten. Ein Blick auf die Inhaltsübersicht zeigt die einfache Anlage: zuerst die Dichtungen der Vorgeschichte unsres Epos, dann das Nibelungenlied und was es mit dem Stoff anfängt. Der aufgeschlossene Leser sagt sich am Schluß des Buches wohl: Ja, so und nicht anders muß man die Fragen stellen, so muß unser Heldenepos entstanden sein! Und doch hat die Darstellung nicht die Schlüssigkeit eines philosophischen Gebäudes, das man nur ganz annehmen oder verwerfen kann. Daß mehrere Möglichkeiten offen stünden, zeigt ein ‚möglich‘ oder ‚etwa‘ an mancher Stelle. Quellen zu überfragen, ihnen abzupressen, was sie nicht hergeben, hütet sich der Verfasser sorgsam, in diesem Buch wie meist. Er mag nichts zwingen, lieber läßt er in der Schwebel. Solche Lockerheit und Schmiegsamkeit gab Ansatzpunkte, aber auch gefährliche Fußangeln für die folgende Forschung. Nicht immer wars zum Heil, wenn einer fester zupackte, wo Heusler andeutete. Als Möglichkeit, als Hinweis, konnte richtig sein, was als Behauptung nicht zu halten war. Man denke an die unnachahmlichen Ausführungen über die heikle Strophe 618, Brünhilds Tränen beim Hochzeitsmahl (§ 78). Wie wägen sich hier alle Möglichkeiten aus; ‚Leser und Kenner der Nibelungen werden es mit sich ausmachen müssen‘, dann die Umrißzeichnung eines andern deutschen Brünhildliedes und schließlich die Wegscheide: ‚Wenn nicht

hier einmal, zur Ausnahme, der Weg von Norden nach Deutschland ging'. Solche Wendungen kann wohl keiner Heusler abnehmen.

Achtet man so auf die gemäße Form, so schreibt man auch eine eigenständige, gewachsene Sprache. Fr. Ranke hat sie und gerade ihr Wachsen zwischen den Nibelungenaufgaben liebevoll ein wenig nachgezeichnet. (Basl. Nachr. 10. Aug. 1940). Vom Gelehrtendeutsch ist dies meilenfern. Und wenn heut jüngere Germanisten die gelehrte Sondersprache meiden, so danken sie das wohl auch Heusler und den Quellen, an denen sein Sprachgefühl erstarkte. Wirklich ‚deutsch‘ schreiben, unverbogen durch lateinische Satzbauschule, wirklich ‚Sprache‘, nicht nach Buch und Tintenfaß riechen! Den Unterschied von gesprochenem und geschriebenem Wort kränkt das nicht. In den Kleinen Schriften ist er wohl gewahrt und im ‚Germanentum‘ hat sich der Verfasser ausdrücklich zu diesem Unterschied bekannt. Ein Beispiel: Dem Buch fehlen die unvollendeten Sätze; in der Rede verwandte sie Heusler gern, seis mit Nachdruck oder mit Innigkeit.

Kurz und klar sind die Sätze, lieber einstöckig als mehrstöckig, lieber anschaulich als abgezogen. Man glaubt zu hören: Hier spricht einer, der bis in seine Mannesjahre eine bodenständige, gewachsene Mundart sprach. Aber ihm ist sie nie, wie manchem Landsmann, ein zu enges, verwachsenes Kleid geworden. Dreißig Jahre in der Reichshauptstadt ließen ihn vom Fremden, auch Norddeutschen, das Gemäße aufnehmen. Mit Freude bereicherte er sich aus andern Mundarten im Austausch mit den zahlreichen Freunden um Ausdrücke, ja Wendungen. Dazu kommt der Umgang mit den isländischen Sagas, der ihm so viel bedeutet. Auch das Nibelungenbuch hat einen Hauch ihrer Freiluftigkeit. Mochte das dem Graugansübersetzer wenig scheinen, den gutwilligen Leser, kommt er gar von andern Gelehrtenschriften, wehts hier frisch an.

Einen Bericht über den Stand der gegenwärtigen Nibelungenforschung erwartet wohl keiner am Ende dieses Buches, das so durchaus überlegen nur seine Meinung sagt und vom Buchaufzählen so weit weg ist wie vom Gelehrtenstreit. Nicht erschöpfen wollen, weder den Leser, noch den Gegenstand! konnte Heusler gelegentlich mahnen. Die Frage stellt man sich aber doch gerne: Wie spiegelt sich das Nibelungenbuch in dem, was seit 1929 erschien? Aufs Ganze gesehen, sie war groß, die Wirkung! Doch heißt das nicht, man nähme des Verfassers Auffassung überall als Block an. Wählen wir als Beispiele einige Werke, die — Handbücher, Textausgabe oder aus andern Gründen — einen gewissen Führungsanspruch machen.

Hermann Schneiders Darstellung der Nibelungenfragen in seiner Germanischen Heldensage I. geht mit der seines Fachfreundes in den Grundzügen zusammen. Heusler konnte sich hier in sehr vielem wiederfinden. Er ging in seiner großen Besprechung des Werkes bei den Nibelungenstücken auf Einzelheiten ein und erwähnte auch geringere Abweichungen: so

Schneiders Erwägung, das jüngere Sigurdlied der Edda möge irgendwie nach Deutschland gewirkt haben, oder seine Einschätzung der Thidrekssaga, der er mehr eigenwillige Gestaltung zutraut als der Besprecher. Mag etwa auch der Umriss der älteren Not kleiner sein, die Zweiquellenlehre mit ihren Vorstufen des Epos ist nicht umgebaut. Verständlich, daß eine Germanische Heldensage dem Nibelungenlied als Dichtwerk des Hochmittelalters weniger Licht gibt als der Entwicklung, die darauf hinführt. Doch Schneider ist keiner, dem die staufische Blütezeit stumm bliebe. Er spannt weit genug, sie auch neben der Zeit von Völkerwanderung und Heldenlied zu würdigen. Das hatte er schon in der Literaturgeschichte gezeigt, die den Namen trägt: Heldendichtung, Geistlichen-dichtung, Ritterdichtung (1923) und tat es noch erkennbarer in der völlig erneuerten Auflage von 1943. Hier treten uns der fränkische Burgundenuntergang entgegen und das fränkische Brünhildlied, das Jung-Sigfridlied wenn schon mit etwas anderm Nachdruck. In die zeitgeschichtliche Nähe des Hildebrandsliedes ist das baiwarische Lied von der Gattenrächerin gerückt, das Etzel vom schatzgierigen Verräter der Gäste zum milderen Völkerhirten macht, wie ihn die Dietrichsage kennt. Wie vertraut berührt, was über den Weg ‚vom Heldenlied zum Epos‘ gesagt ist, über ältere Not und jüngeres Brünhildlied! Das alles baut ja auf dem Grund, den Heusler bereitet hatte, und folgt seinem Riß! Abweichungen gibt es immerhin. So fällt das andre Verhältnis auf, das Schneider für Kürenberg- und Nibelungenstrophe ansetzt. Ihm ist nicht der Lyriker der Schöpfer einer feiner gegliederten Strophe, sondern die ältere Not bildet sie aus den Langzeilen ihren Liedquelle. (Ist nicht die Lyrik überall die große Strophenbildnerin, deren Ergebnis die Epik gelegentlich übernimmt? Man denke an die Stanze der italienischen Versromane!)

Wie dann die eigene, ritterliche und doch heldische Wesensart des Nibelungenliedes dargestellt ist, das geht über den Rahmen von Heuslers Nibelungenbuch in manchen schönen Zügen hinaus, doch nicht in Gegensatz und Widerspruch sondern im Auszeichnen angelegter Linien, in Aufrundung und Fortführung.

Ganz als hochmittelalterliche Dichtung behandelt J. Schwietering das Nibelungenlied (Handbuch der Literaturwissenschaft). Man glaubt zu spüren: Diesem Gelehrten ist's am wohlsten bei den ritterlich-christlichen Gipfeln der staufischen Hochblüte. An den Fragen der ältern Heldensage nimmt er nur den nötigen Anteil. Darum kann er Heuslers Ergebnisse über Sage und Vorstufen vielleicht noch fragloser zustimmen als Schneider. Seine Anliegen beginnen erst so recht, wo Heuslers Nibelungenbuch aufhört.

Ähnliches gilt von Fr. Neumanns eingehender Behandlung von Nibelungenlied und Klage: man gewinnt den Eindruck, es sei am besten, Heuslers Bild ohne viel Einreden zu übernehmen und auf diesem Grund selber weiter zu bauen.

So ist's freilich nicht, als hätte man Heuslers Auffassung nur zugestimmt. Sein in sich geschlossenes Bild und sein scheinbar so anspruchsloser Vortrag

warens grade, die den Fachgenossen keine Ruhe ließen und sie antrieben: Sie wollten anders machen, ‚über Heusler hinauskommen‘. Mag die Folgezeit zu ihren Bemühungen reden. Heusler selbst hat sich zu machem geäußert. Öfter aber gab er seine Meinung nur in Gespräch und Brief oder schwieg. So tat er mit dem großen Schlußband der altdeutschen Literaturgeschichte von G. Ehrismann. Dies Werk, um das den Germanisten andere Philologien beneiden, hat keinen glücklichen Ausgang gefunden. Die Fülle des Stoffs ist hier nicht mehr so gebändigt, wie in den frühern Bänden. Den Schaden trägt neben andern auch das Stück über die Heldenepen. Heuslers Name tritt im reichen Schriftennachweis neben die vielen andern. Daß man ihm ein neues lebensvolles, unser Nibelungenbild, dankt, wäre dem Bericht kaum zu entnehmen. Er bekennt sich nicht zu diesem Bild. Es kann heißen: ‚Der Weg geht von der Sage zu den Liedern, und von da zum Epos.‘ (S. 144). Die Literaturgeschichte bringt wohl die Inhalte nordischer Nibelungendichtungen, stellt sie aber nicht ein für Vorstufen des Epos. Die Entstehung des Nibelungenliedes soll — nicht nur Heusler sondern auch etwa Zwierzina zum Trotz —, um 1160 liegen! Die unreinen Reime habe man im 13! Jahrhundert ‚in genaue Reime gebracht‘. (S. 130).

G. Baesecke nennt Heusler seinen Lehrer; doch läßt die Vor- und Frühgeschichte Deutscher Dichtung kaum von der Schülerschaft spüren. Starke selbstwüchsige Eigenart greift hier das meiste neu an und anders als andre. Mit Heusler verbindet den Gelehrten das Streben nach klarer Entwicklungsgeschichte, nach dem Stammbaum. Mit sorgfältigstem Bohren ist alles bis zu den Quellen aufgegraben und dann aufgebaut. Die Darstellung der Nibelungenfragen geht in dieser Vorgeschichte bis zum Epos und darüber hinaus. Mit Heuslers Buch gab es genug Berührung. Doch fallen Unterschiede mehr ins Auge als Gemeinsames. Der Zugriff ist völlig anders, die Darstellung blickt auch wenig auf Heusler. Dabei bleiben Grundergebnisse sich gleich. Der Stammbaum für den zweiten Nibelungenteil ist nicht anders als der ältere Forscher ihn sah; der des ersten freilich setzt anstatt des jüngeren Brünhildliedes ein Sigfridepos. Doch scheint auf die Frage nach Lied und Epos dabei kein großer Wert gelegt. Die Begriffe ‚Großlied‘ und ‚Kleinepos‘ sah Heusler als Unheilstifter an und mied sie. Baesecke möchte seinem spielmänischen Sigfridepos etwa 2000 Verse zusprechen. Denkt er dabei an Halbzeilen eines Gedichts in Langzeilenpaaren? Der verglichene Orendel geht freilich in kurzen Reimpaaren! Dann unterschiede sich das Sigfridgedicht doch in Wichtigem von den bekannten Spielmannsepen?

Ein völlig abweichendes Nibelungenbild entwirft D. v. Kralik. Auch ihm gehts um eine Vorgeschichte deutscher Dichtung. Er will eine verlorene Welt der Heldendichtung erschließen. Sie habe buchlos reich geblüht von der Völkerwanderung bis zu den Staufern. Das Werk ist in gewaltigen Massen angelegt. Fast 900 Seiten mißt der Wälzer über ‚Die Sigfridtrilogie im Nibelungenlied und in der Thidrekssaga‘ (1942) und ist doch nur die Hälfte des ersten von vier Bänden. Man denkt an die gedrängte und gefeilte Schlankheit

Heuslerscher Schriften! Ihre enthaltsame Sprache sticht ab von dem behaglicheren Atem des Wiener Germanisten. ‚Haushalten‘ — nicht mehr Unbekannte einsetzen als unvermeidlich — dieser Begriff steht bei Heusler und auch bei Schneider in Ehren. Dagegen scheint v. Kralik eher unleidlich zu sein, wenn er so oft berichten muß, daß andre Gelehrte mit ein oder zwei Quellen ‚ihr Auslangen finden‘. An Stelle des jüngeren Brünhildliedes fordert er drei Lieder: eins mit Brünhild, eins mit Grimhild als Heldin und ein komisches, Sigfrids Hochzeit. Als weitere Vorstufen der Sigfridsage setzt er noch sieben Lieder an, darunter zwei nordische. Für den zweiten Teil sollen dem Epiker vier Dichtungen vorgelegen haben, dabei auch eine humoristische Kontrafaktur des Burgundenuntergangs und eine ältere Klage. Man sieht, den 20 Liedern Lachmanns rücken solche Zahlen bewußt wieder näher! Wer Heuslers Blickweise und seiner Darstellung so ferne steht, von dem überrascht es immer wieder, wie oft und wie dankbar er sich auf Heusler beruft, Stücke seiner Auffassung annimmt, bei andern einhakt, um von da zu eigenen Folgerungen zu kommen. Ein wenig erinnert das ja an Kalkbrennen aus bearbeitetem Marmor. Aber dagegen kann sich kein Gelehrter wehren, daß andre aus seinen Ergebnissen machen, was ihnen lebenswichtig ist. Immerhin darf man glauben, Heuslers Buch behalte seine Stelle, trotz jenem Neubau (vgl. Besprechung von H. Schneider AfdA. 60 S. 59 ff.).

Daß ‚Heuslers Werk für das nächste halbe Jahrhundert tragfähig‘ sei, dem soll auch die Ausgabe des Nibelungenliedes von H. de Boor dienen. Er hat Bartschs Kleine Ausgabe des Nibelungenliedes völlig erneuert, hat versucht, einem kritischen Text, der uns noch fehlt, näher zu kommen, beseitigt, was Bartschs veraltete metrische Auffassung verschuldete. Dies wäre so recht, was der Leser des Nibelungenbuches neben sich haben sollte, um die Stellen nachzuschlagen. Doch de Boors Hauptverdienst liegt vielleicht in der großen Einleitung über Nibelungensage und Nibelungenlied. Sie ist ein heller Widerschein von Heuslers Nibelungenforschung und will ihre Ergebnisse, ihre Blickweise wiedergeben. Doch fehlt es auch nicht am eignen Einsatz des Verfassers. Zwei Züge seiner eignen Forschung arbeitet er in das Bild ein. Er behauptet eine gerade, gotisch-nordische Übernahme des Burgundenuntergangs mit dem düstern Attilabild. Dann versucht er einen geschichtlichen Anhalt für Sigfrid zu finden in der Tatsache, daß die burgundischen Königsnamen von einem Zeitpunkt an auch Namen mit dem fränkischen Gliede Sig- tragen. Die zweite Beobachtung möchte man nicht außer Acht lassen. Freilich gibt sie für die Fabel des Brünhildliedes nichts aus. Das können wir auch jetzt nicht geschichtlich verknüpfen und wendens wohl bleiben lassen. Mag die Nibelungenforschung weiter gehn; das ist ihr Recht und ihre Pflicht. Heuslers Buch über Nibelungensage und Nibelungenlied tut das nicht Eintrag. Es bleibt was es ist: ein Werk nur sich selbst gleich.

Dresden,
Februar 1944.

Helga Reuschel.